



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gerstenberg, H.: Eckermann and Goethe : zwei ungedruckte Briefe. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sagte, „bald sein altes Ansehen bei den gebildeten Frauen aller Stände im weitesten Umfange zurückgewinne, daß er ihnen nicht nur für eine Weile anziehend erscheine, nicht nur Durchgangsstation für wenige Jahre bleibe, sondern ihnen zum gesegneten Lebensberufe werde, zum Heile der leidenden Menschheit.“

Dazu ist aber zweierlei nötig, nämlich eine Wandlung der Ansichten über die Pflegenden bei dem großen Publikum — und ein energisches Eingreifen des Staats. Dieser müßte die Ausbildungsdauer der Schwestern einheitlich festsetzen, die Prüfungen abnehmen, die Tracht seiner geprüften Schwestern vor Nachahmung schützen und ihr Alter durch eine Pension sorgenfrei machen.



Eckermann an Goethe

Zwei ungedruckte Briefe, mitgeteilt von H. Gerstenberg

2.



Ich setze meine Reise-Erzählungen fort und bin glücklich, alles an Eure Excellenz richten zu dürfen, indem ich dadurch eine Veranlassung mehr finde, bey allem was mir begegnet immer zunächst an Sie zu denken, und Sie auf allen meinen Wegen immer gegenwärtig zu haben.

Cassel. Donnerstag d. 8. Juny.

Das Theater war seit 8. Tagen geschlossen; ich trug jedoch Verlangen wenigstens das Innere des Hauses zu sehen. Der gute Beuther führte mich hin und der Cassier war gefällig genug Alles aufzuschließen. Zunächst gingen wir uns im Parterre und in der Fürstlichen Loge umzusehen. Der Cassier erzählte daß das Haus im äußersten Falle 950. Menschen fasse, und daß die Einnahme an solchen Abenden zwischen 5. und 6. Hundert Thaler sich belaufe, d. h. bey aufgehobenem Abonnement. Im Abonnement aber sey die Einnahme höchstens 250. Thaler. Man erzählte ferner, daß der Fürst*) sehr viel auf eine prächtige Garderobe halte und daß er, um den ganzen Kostenaufwand zu decken, jährlich gegen 50,000. rthlr. zuschieße. Dann gingen wir auf die Bühne, die eine sehr große Tiefe hatte. Der Cassier erzählte daß bey der Oper Titus**)

*) Der Kurfürst Wilhelm der Zweite von Hessen-Kassel (1777 bis 1847, seit 1821 Kurfürst) war sehr kunstliebend; um sein Theater zur ersten Bühne Deutschlands zu erheben, erweiterte er 1821 das Opernhaus, verbesserte dessen Einrichtungen in jeder Weise und suchte die ersten künstlerischen Kräfte nach Kassel zu ziehn. Seit 1822 war Louis Spohr Hofkapellmeister. Für kunstvolle Decorationen sorgte neben Primavesi der obengenannte Beuther. Vgl. Wilh. Bennecke, Das Hoftheater in Kassel von 1814 bis zur Gegenwart. 1906. S. 26 ff.

***) Mozarts Oper La clemenza di Tito, die auch zum weimarischen Spielplan gehörte. Schon am 26. Juni 1802 war sie in Lauchstädt zur Eröffnung des neuen Theaters in Goethes Anwesenheit gespielt worden.

160. Mann zu Fuß und 60. Mann zu Pferde auf der Bühne einen Parade-
marsch gemacht. Zehn Ankleidezimmer schloß er auf und man hatte mit Freuden
zu bemerken daß für die Bequemlichkeit der Schauspieler sehr viel geschehen,
während man bey dem neuen Hause in Weimar *) hieran fast gar nicht gedacht
hat. Außer den Ankleidezimmern zeigte man mir ein Sprechzimmer, worin man
sich durcheinander in den Zwischen Scenen aufhalte. In diesem Zimmer zählte
ich 8. mit grünem Damast beschlagene Canapee, auch stand ein Clavier darin,
denn dieses Zimmer wird zugleich zu kleinen Singproben benutzt. Die Ankleide-
zimmer sind jedes zu 4. Personen.

Wache gehalten wird im Theater Tag und Nacht. Alle Stunde Nachts
muß ein Wächter im ganzen Theater die Runde machen. Um nun zu wissen
daß er zu jeder Stunde an jeder Stelle nachgesehen, so stehen an allen den
Plätzen die er zu besuchen hat sogenannte Wachuhren die als Maschinen eine
lebendige Controlle führen. Von der Einrichtung dieser Uhren will ich mündlich
erzählen.

Die Decorationen gehen nicht ungerollt in die Höhe, sondern sie werden
zwey drehmal zusammengeschlagen. Beuthers sagte daß dieses Zusammenschlagen
den Decorationen nicht allein gar nichts schade, sondern daß es sie sogar vor
Staub und Qualm bewahre. Die Decorationen aber ungerollt in die Höhe zu
ziehen habe gar keinen Nutzen, sondern viele Nachtheile. Ganze Magazine von
Decorationen zeigte man mir, die sich durch viele Jahre gehäuft haben. Von
den veralteten benutzt man hin und wieder die Leinwand.

Soviel vom Theater. Auf der Straße begegnete uns die kleine Roland **)
die ich nach der Beschreibung schon von Ferne erkannte. Ich richtete die auf-
getragenen Grüße aus, sie war sehr freundlich, besonders schien der Dr. Schütz
in ihrem liebenswürdigen Andenken zu leben, sie erkundigte sich nach ihm auf
das Angelegentlichste. Sie sagte daß sie in 8. Tagen nach Hamburg reise um
dort Gastrollen zu geben; ich erwiederte daß ich vielleicht so glücklich seyn
könne sie dort zu sehen und zu hören, indem ich auch die Absicht habe, diese
schöne Stadt zu besuchen. Wir schieden mit dem Wunsche eines baldigen
Wiedersehens.

Beuthers Frau war abwesend in einem Bade, ich begleitete ihn nach seinem
Hause um Mittags mit ihm zu essen. Ich fand seine Zimmer wohl eingerichtet,
die Wände waren mit trefflichen Kupferstichen unter Glas und Rahmen be-
hangen, so viel ihrer nur Platz finden konnten. Auch der berühmte Kupfer-
stich von Longhi fehlte nicht. Freylich, sagte er, habe ich in die Sachen mehr
Geld gesteckt als billig, allein es gehört zu meinem Leben. Bey Tisch erzählte

*) Abgebrannt in der Nacht zum 22. März 1825 und in demselben Jahre von Coudray
wieder aufgebaut.

**) Demoiselle Roland († 1833) wirkte von 1821 bis 1823 am Hoftheater in Weimar,
dann am Hoftheater in Kassel. Sie wurde kurfürstlich hessische Hoffängerin und trat als
solche vom 21. Juni bis zum 6. Juli 1826 im Stadttheater zu Hamburg als Gast auf.

er mir wie gerne er in Weimar gewesen, besonders weil dort alles so bey einander sey, und er sich in jedem Fall immer leicht habe Rath holen können. Die Weimarische Bibliothek vermisse er sehr. Auch fehle es an Umgang mit geistreichen Männern, er fühle sich hier sehr einsam. Über das Theater war er voller Klagen. Die Idee für das Theater zu wirken habe ich aufgegeben, sagte er, es ist ein vielköpfiges Wesen das nicht weiß wohin und das man seinem Schicksale überlassen muß. Ich arbeite jetzt nur bloß, weil ich davon leben muß, und mache es so wie man es haben will. Ich muß nun leider auch bunte Decorationen malen, und seitdem Spor in Leipzig gewesen ist, sind brillante Farben nicht mehr genug, sondern ich muß nun auch das sogenannte Folio mit anwenden, weil H. Spor in Leipzig gesehen hat daß das noch mehr Effect macht. Bey der Vorstellung überschreit denn freylich eine solche Decoration alle Figuren, und es ist als wenn man zur Guitarre die Trommel schlägt; aber ich muß es machen und man muß das Publicum solange damit füttern, bis es vielleicht nach dem Besseren zurückverlangt. Gropius *) in Leipzig nehme bey diesem Verkehrten Geschmack des Publicums und dem übertriebenen Beyfall den seine bunten Sachen erhalten, eine ganz verkehrte Richtung und könne als junger im Tage befangener Mensch ganz zu Grunde gehen. Auch von Tieck war die Rede, der im Gegentheil zu weit gehe und den Shakespeare ohne alle Decorationen aufgeführt haben wolle. Schinkel **) in Berlin wurde von Beuther auf das Höchste gelobt, in der Zeichnung übertreffe ihn keiner, und wenn jemand seine Vorzüge mit dem Colorit der Italiener vereinigen könne, so sey das Vollkommenste zu erwarten. Er lobte an Schinkel den immer strengen reinen Styl, dagegen tadelte er an den Italienern, daß sie alles durcheinander mengen.

Auch von den hiesigen Schauspielern war viel die Rede und wenig zu loben. Es ist kein Einziger, sagte Beuther, der gehörig reden kann. — Jeder spricht wie ihm der Schnabel gewachsen ist, es sind lauter Naturalisten, und niemand will lernen. Auf die Goethische Schule schimpfen alle, weil sie ihnen unbequem ist, und weil sie zu etwas Höherem machen will, wozu man nicht ohne Fleiß und Studium gelangen kann. Dabey sieht man denn daß jede Maxime, die die Faulheit hinter sich hat, unüberwindlich ist. Tieck hat in dieser Hinsicht auch mehr gesündigt als er gut machen kann, indem er verschiedentlich Ihre Schule verdächtig zu machen gesucht hat. Beuther gedachte hiebey des hohen Genusses, den er in Weimar bey der Aufführung von guten Tragödien gehabt, und die er bey keinem anderen Theater wieder in solcher Vollkommenheit gefunden habe.

*) Karl Wilhelm Gropius (1793 bis 1870), berühmter Dekorationsmaler, schon seit 1822 Mitglied der Berliner Akademie.

**) Schinkel war Goethe persönlich bekannt. Noch am 17. April 1826 hatte er ihn bei seiner Durchreise in Weimar besucht.

Nach Tische zeigte Beuther mir sein Portefeuille mit vielen neuen Entwürfen zu Decorationen, worunter viele schöne Sachen waren und wovon wir in Weimar immer noch einige gebrauchen könnten. Für diesen Sommer ist Beuther nach Braunschweig verschrieben.

Von der Bühne dieser Stadt erzählte B. daß Klingemann jetzt seine Noth habe, indem das Theater durch die Unerfahrenheit des jungen Fürsten*) ganz in Verfall gerathen. Vor dem Antritt seiner Regierung nämlich habe dieser eine große Reise durch Deutschland gemacht, und sich bey den verschiedenen Theatern die besten Mitglieder bemerkt, um sie demnächst für sein Theater in Braunschweig zu engagiren. Bey seinem Regierungsantritt habe er sodann das sämmtliche alte Personale aufgelöst und Klingemann auf Reisen geschickt um jene ausgesuchten Künstler zu engagiren. Allein dieser habe von 10. Gehofsten und Gewünschten kaum Einen bekommen, und so sey denn das Braunschweiger Theater jetzt in großer Noth. B. redete mir zu, bey meiner Rückreise über Braunschweig zu gehen und Klingemann zu besuchen.

In Cassel der Kurfürst hat sich ein prächtiges Palais bauen lassen, wobey die Bemerkung zu machen war, daß die Neigungen der Fürsten den reinen Styl der Baumeister verderben.

Nach Tische begleitete Beuther mich den Weg nach der Wilhelmshöhe. Wir sprachen viel von Ihrer Farbenlehre und Beuther sagte mir, daß er für seine Kunst viel Nutzen daraus gezogen. Er bemerkte daß das Buch sehr selten seyn müsse, denn er habe es noch in keiner Bibliothek finden können. Vielleicht unterdrücken es die Gegner. Aber doch ist von keinem Buche mehr die Rede als von der Farbenlehre. Jedermann spricht davon aber niemand hat es gelesen. Ich fühle die Nothwendigkeit mich näher von diesem Gegenstande zu unterrichten, denn man ist genöthiget darüber zu reden. Der preußische Lieutenant v. Lasberg der nicht wußte daß ich Curer Excellenz persönlich bekannt sey, bekannte sich mir als einen Anhänger der Newtonischen Lehre. Doch wußte er nicht viel zu sagen, und mußte zugeben, daß wenn selbst die Gegner, Ihrer Lehre den practischen Nutzen für die Künstler einräumen, sie dadurch sich als die schwächere Parthey bekennen. Denn was soll eine Lehre die keinen practischen Nutzen hat. In Gesprächen über Ihre Farbenlehre ging ich also mit Beuther den Weg nach der Wilhelmshöhe. Die Hitze war sehr groß. Ich bemerkte daß sich ein Gewitter zusammenziehe. Ich rathe zum Rückwege, Beuther folgt. Noch vor der Stadt überrascht uns das Gewitter. Wir treten in ein Gartenhaus und setzen unsere Gespräche fort. Mit Beuthern zu reden gewährt hohen Genuß, ich habe aus seinem Munde nie etwas Unbedeutendes und Verkehrtes gehört. Um 5. sind wir in der Stadt zurück. Ich gehe nach meinem Gast-

*) Herzog Karl von Braunschweig (1804 bis 1873), Sohn jenes heldenhaften Friedrich Wilhelm, der 1815 bei Quatrebras fiel, übernahm 1823 die Regierung, wurde aber infolge seiner Willkürherrschaft und seines anstößigen Lebenswandels bald unbeliebt und 1830 vertrieben (vgl. Goethe-Jahrbuch XIII, 108. 110).

hose um den ersten Brief an Eure Excellenz zu schreiben. Beuther geht nach Hause, ich verspreche ihn noch am Abend zu besuchen. Mein Reisegefährte St. v. Lasberg reiset ab nach Düsseldorf. Scherze mit ihm über schlechten Wein. Drey Männer=Wein, Wende=Wein, Kinder=Wein, Deliquenten=Wein, welche Späße ich Ihrem Herrn Sohn mündlich erzählen will. Abends bey Beuther. Er will mich überreden, bey meiner Rückreise 3. Wochen bey ihm in Cassel zu verweilen; ich schlage ab, weil ich keine Zeit habe. Am nächsten Morgen begleitet Beuther mich zur Post. Um 10. Uhr mit der Diligence nach Hannover. Noch aus dem Wagen winke ich Beuthern ein Lebewohl zu.

In der Diligence nach Hannover hatte ich drey Reisegefährten. Auf dem Postwagen reiset jeder Incognito. Jeder ist dem Anderen ein Räthsel das er zu lösen sucht. Mir gegenüber saß ein junger Mensch, als der Deconomie beflissener nach Braunschweig gehend. Er war mir nicht ganz unbekannt denn er hatte die Reise von Eisenach nach Cassel mit mir gemacht, auch im selbigen Gasthose mit mir logirt. Er mochte 19. Jahr alt seyn, war blond, blauer Augen, blühenden Gesichts. Er trug einen braunen Oberrock, graue Tuch=Weste und ein buntes Halstuch. Seine Sprache war langsam und schwerfällig. Was er sagte war unbedeutend, ich hatte ihn bisher nicht sonderlich beachtet. Auf dem Wege zwischen Münden und Göttingen aber gewann er an Interesse, indem er uns seine Geschichte erzählte. Im Jahre 1811. nämlich, bey der Explosion der Pulverwagen in Eisenach, hatte sich der erste Wagen vor dem Hause seiner Eltern entzündet und das Gebäude zusammengeworfen. Er sey damals 3. Jahr alt gewesen und mit einem 5. jährigen Bruder zu Bette gelegen. Die Gewalt des Pulvers habe sie mit ihrem Bette durch die Wand geworfen, so seyen sie von der Magd gerettet. Jedoch gehe sein Bruder jetzt noch an zwey Krücken. Er selbst habe erst in seinem 10ten Jahre sprechen und hören gelernt, woher denn seine schwere Sprache rührte. Die beyden kleinen Finger seiner Hände waren umgedreht. — Vater und Mutter und ein älterer Bruder seyen verbrannt. Von den Eltern habe man im Schutte noch die Hände gefunden. Erinnerung jenes Schreckens hatte er nicht. Auf dem Lande war er erzogen. Er sprach von seinem Unglück ohne alle Bewegung, so wie man jedes gleichgültige Factum erzählt. Wenn ich nicht irre war sein Name Empronius.

Ihm zur Seite saß ein feiner Mann, mittler Größe, seinem Alter nach in den Vierzigen, runden blühenden Gesichts, kurz geschnittenen Haaren und Backenbart, in feinem schwarzen Frack und Hosen, seiner Haltung nach konnte man ihn für einen Hannoveraner halten der lange in England gewesen. Er trug ein Ordensband im Knopfloch. Man hörte daß er lange in England gelebt, in London, und dahin zurückgehe. Er war wohl unterrichtet und konnte von Allem reden. Er hatte auf dem Continent große Reisen gemacht und mit Pferden gehandelt. Der Schirmmeister titulte ihn Herr Lieutenant. Er hatte aber nichts militairisches an sich. Seine Persönlichkeit war nicht bedeutend. Sir Walter Scott und Moore nannte er seine nahen Bekannten und Freunde.

Doch traute ich dieser Bekanntschaft nicht recht. Auch Lord Byron wollte er gesehen haben. Er schalt auf Byrons schlechten Character. Ich ließ ihn reden.

Diesem gegenüber, an meiner Seite, saß ein junger Mann von sehr bedeutender Persönlichkeit. Seinem Alter nach in den zwanzigen. Groß von Wuchs, alle seine Bewegungen waren grandios und edel. Sein Gesicht war bedeutend, ohne genial zu seyn. Seine Züge waren stumpf, entschiedene Biederkeit war der Ausdruck seines Gesichts. Seine Gesichtsfarbe war gelb. Er trug einen kleinen schwarzen Schnurrbart wie der König von Preußen. Als er die Mütze abnahm, sah ich eine sehr edle hohe Stirn. Sein Haar war schwarz glänzend. Seine Kleidung war grau, bestehend in einem polnischen Oberrock und Pantalons. Er hatte starke gesunde Zähne. Die Tabackspfeife ließ er nie kalt werden. Seine Hände waren schlank und fein. Der Hammer an seinem Stoc bezeichnete ihn als einen Bergmann, wenigstens als einen Mineralogen und das schien er auch zu seyn. Er hatte viele Reisen gemacht und sprach sehr gut über alle Gegenstände. Seine Reden verriethen eine gute Familie, gute Erziehung und sehr vielseitige Ausbildung. Als Mineraloge hatte er gute geographische Kenntnisse. Daran schlossen sich die geschichtlichen und politischen. Ein großes Gedächtniß schien er zu haben. Er nahm seinem Character nach alles von der moralischen Seite, doch mehr im Großen. Urtheil hatte er weniger. Er hatte ein treffliches Organ und sprach sehr wohl. Doch merkte man daß er Gehörtes nachrede. Ich war meistens stumm und hörte seinen Gesprächen mit dem reisenden gentleman zu. Von Napoleon, Lord Byron und Ihnen war wiederholt die Rede als drey großen Interessen des Tages. Ich that als wüßte ich von Ihnen wenig. Ich fragte ob Sie in der Mineralogie viel gethan. Er sagte Sie seyen ein großer Liebhaber von Steinen und hätten bey Ihrer Schweizerreise 5. Frachtwagen mit Mineralien sich nach Weimar nachfahren lassen. Ich lachte und that als ob ich es glaubte. Dann sprach er von einigen Ihrer poetischen Werke mit großer Bewunderung, besonders lieb waren ihm Ihre Xenien aus Italien, wie er Ihre Elegien nannte. Von Ihrer Vielseitigkeit wollte er nicht gutes reden, dagegen rühmte er Klopstock und Schiller. In Klopstock sagte er finden Sie die religiöse Erhebung ausgesprochen, in Schiller die moralische Freyheit, allein was in Goethe? Ich sagte: die Welt! — Er stuzte und sagte nach: die Welt. — Es entstand eine große Pause. Ich war wieder stumm wie vorher, er setzte sodann seine Gespräche mit dem feinen Lieutenant und Pferdehändler und Freunde von Walter Scott und Moore fort. Mir schienen sie nicht recht mehr zu trauen.

Als schöne Natur und Landschaft entzückte mich der Anblick von Münden, wo die Werra und Fulda zusammenfließen, und wo man die ersten Weserschiffe sieht. Die sanftgeformten Berge sind mit den frischesten Buchwäldern bedeckt. Es giebt keinen wohlthätigern Anblick als diese schöne Gegend bey Münden. Nach 5. Uhr waren wir in Göttingen. Eine halbe Stunde verweilte die Post. Jemanden zu besuchen fehlte es an Neigung und Zeit. Um 6. Uhr fuhren wir

wieder zu Göttingen hinaus. Die Postillone fuhren den langsamsten Schritt, entschädigten aber dafür durch ein so treffliches Hornblasen, wie ich es von solchen Leuten nie gehört habe. Der Postillon des Beywagens blies die zweyte Stimme und beyde trafen immer sehr gut zusammen. Der Jungfernkranz aus dem Freyschütz schien ihre Lieblingmelodie zu seyn. Und so wäre denn Weber popular genug da ihn sogar die Postillone blasen. Alle Leute kamen zu Thüren und hörten zu. Als wir nachher durch Wehnde und Boveden*) fuhren, stimmten die Postillone ihre Melodien wieder an.

In der Nähe von Nordheim rechts von der Chaussee wo man das weite Thal hat, sah man in den Weiden an der Leine einige Hundert Pferde grasen. Der Abend war sehr schön. Vor zwey Jahren fuhr ich diesen Weg in demselbigen Wagen zur selbigen Stunde. Damals erquickte mich die Mondsilber, und auch sie stand wieder heute grade so wie vor zwey Jahren. Das war mir ein erwünschtes Zeichen, denn ich hatte in Weimar darauf gehofft, daß es so seyn möchte.

Nachts 1. Uhr waren wir in Einbeck**), 500. Gebäude lagen in Asche, man sah in der Dämmerung der Nacht die gewöhnlichen Trümmer ragen, halbe Schornsteine und halbes Gemäuer.

Am nächsten Mittag, Sonnabend den 10. Juny, sahen wir die Stadt Hannover im Sonnenscheine vor uns liegen. Ich freute mich über die herrlichen Kornfelder des Calenberger Landes. Zwey Stunden vor Hannover hat man alle Berge die den Reisenden von Weimar her begleiten, hinter sich, es beginnt die große Ebene bis nach Hamburg und die See. In der Fläche vor Hannover nach Göttingen zu ist der Boden schwer und zum Waizenbau wohl geeignet. Gleich hinter Hannover nach Hamburg zu beginnet der Sand der Lüneburger Heide.

Bald nach 1. Uhr fuhr der Postwagen in die Straßen der Stadt Hannover herein. [Die dreizehn folgenden Zeilen des Briefes sind durch Streichung ganz unleserlich gemacht.] Das Ziel meiner Reise war aber diesmal nicht Hannover sondern Bleekede, östlich von Lüneburg an der Elbe, 19. Meilen von Hannover, und es war verabredet, daß ein Bruder meiner Geliebten mich begleiten sollte. [Wiederum sechs Zeilen Streichungen.] Ich verwendete den Nachmittag zur Erholung und Vorbereitung zur ferneren Reise. Besuche machte ich bey niemanden. Nach einem Retourwagen nach Celle sahen wir uns um und fanden ihn sogleich wie wir ihn nur wünschten.

Am nächsten Morgen, Sonntag d. 11. Juny, fuhren wir ab. Wir hatten bald mit dem Sande der Lüneburger Heide zu kämpfen, worin die Pferde ein mühsames Ziehen hatten. Der 6. Meilen lange Weg von Hannover bis Celle, ist durchaus sandig, und, obgleich soviel befahren wie nur irgend ein Weg in

*) Die unmittelbar bei Göttingen liegenden Dörfer Weende und Bovenen erwähnt Eckermann wohl nur, weil sie ihm als frühern Göttinger Studenten bekannt und interessant sind.

**) Am 21. und 22. Mai 1826 wurde Einbeck von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht, der in der That fast fünfhundert Gebäude zum Opfer fielen.

der Welt, doch erst theilweise chauffirt. In diesen noch ungebauten sandigen Stellen trösteten jedoch die zu beyden Seiten des Weges angehäuften zum künftigen Chausséebau bestimmten Kieselsteine, die in der Heide gesammelt und zusammengefahren worden. Die bereits gebauten Stellen der Chaussée waren vortrefflich und gaben zu der Bemerkung Anlaß, daß kein besseres Material hätte benutzt werden können, als wie es eben die nächste Gegend biethet. Dieß sind große Kieselsteine die in der Heide zerstreut liegen. Diese, in ihrer ganzen Größe hingelegt, geben in dem tiefen Sande eine feste Unterlage. Von leichtem Kies und Grant wird ein Überzug gemacht und so fährt man denn auf der festesten ebensten Chaussée, die fast gar keiner Pflege bedarf. Chausséen von zer Schlagenen Kalksteinen würde man in dieser Gegend gar nicht gebrauchen können, sie würden in dem Sande nicht Stich halten.

Nachmittags 3. Uhr waren wir in Celle. Wir accordirten hier mit einem neuen Miethskutscher. Nachdem wir gegessen und getrunken hatten machte ich einen Besuch bey Fräulein von Werloff*), wie ich dem Canzler versprochen. Es ist diese Dame eine sehr vertraute Freundin von Gräfin Caroline, und da in solchem Fall eine Verwandtschaft der Gemüther zu erwarten war, so ging ich mit Freuden hin. Auf das Herzlichste wurde ich empfangen, sie sagte es hätte einer Empfehlung nicht bedurft, sie kenne mich schon. Auch meine Freunde in Hannover waren ihr nicht unbekannt. Von Weimar mußte ich ihr viel erzählen. Sie sagte mir von zwey jungen Freunden die neulich das Glück gehabt Eure Excellenz zu sehen. Den einen nannte sie Müri**). Wir sprachen viel von trefflichen Menschen und Büchern, und ich konnte ihr manches Neue sagen, und manche ihrer Meinungen berichtigen. Eine Stunde verging sehr schnell. Als ich in den Gasthof zurückkehrte, wartete der Wagen, wir stiegen ein und fuhren in der Kühle des Abends noch einige Meilen tiefer in die Lüneburger Heide hinein, wo wir übernachteten.

Hier schließe ich heute, wiewohl ungerne. Um in meiner Reiseerzählung nicht vorzugreifen, sage ich nicht wo ich bin und wo ich dieses schreibe. Ich habe diese Blätter schon eine Weile mit mir herumgeschleppt in Hoffnung sie fortzusetzen. Allein ich lebte zu wohl und zu bedeutend in der Gegenwart, um des Vergangenen mit Ruhe und Reigung gedenken zu können. Ich wünsche mir daher bald wieder einige langweilige Stunden, damit ich wieder zum

*) Über Fräulein von Werloff war nichts Näheres festzustellen. Johanne Bertram erwähnt in einem Briefe an Eckermann einen Herrn von Werloff, den Dr. Wilhelm Gottfried von Werloff (auch in der Allgemeinen deutschen Biographie Bd. 42, S. 17 flüchtig genannt), der Vizepräsident des hannoverschen Appellationsgerichts und deshalb wohl in Celle ansässig war. Die Weimariischen Bekannten des Fräuleins von Werloff sind der Kanzler von Müller und die Gräfin Karoline von Egloffstein.

***) Der Name „Müri“ ist vielleicht ungenau gehört. Eine Vermutung, wer gemeint sein könnte, läßt sich auch aus Goethes Tagebüchern nicht schöpfen.

Schreiben komme. Mehrere Nächte hat mir von Ihnen geträumt und ich habe Sie in aller Lebendigkeit gesehen. Ich bitte um die herzlichsten Grüße an alle Ihre lieben Ihrigen, und um die Fortdauer Ihrer Gewogenheit. Ich habe in den letzten Tagen an mir bemerkt, daß ich durch Ihre Nähe mehr gelernt habe als ich selbst wußte. Es kommt mir nicht leicht etwas vor das ich nicht zurechtzulegen und zu behandeln wüßte. Leben Sie recht wohl! Ich hoffe bey meiner Rückkunft die Helena vollendet zu finden. Mit höchster Verehrung und Liebe der Ihrige.
Eckermann.

* * *

Betrachten wir einzelne Gegenstände dieser beiden Briefe näher, zunächst den Rat, den Goethe dem jungen Preller (S. 28) auf die Reise mitgibt! „Sie kommen in ein Land,“ das sind nach Prellers Aufzeichnung, die Roquette mitteilt, Goethes damalige Abschiedsworte, „wo die Schönheit deutlicher, verständlicher ist, als bei uns.“ Das Bild der eignen italienischen Reise, die er vor vier Jahrzehnten angetreten hatte, mochte dem Greise vorschweben. Auch er hatte einst im sonnigen Süden künstlerische Studien gemacht und selbst den Griffel geführt, bis ihm die Erkenntnis aufging, daß er für den Beruf des ausübenden Künstlers nicht geschaffen sei. Die Kunst der Pouffins und des Claude Lorrain, die er, wie aus vielen seiner Briefe und Gespräche erkennbar ist, hoch verehrte und jetzt dem jungen Freunde und werdenden Künstler als Vorbilder hinstellte, hatte er damals in Italien würdigen lernen. „Die großen Szenen der Natur, schrieb er am 25. Januar 1788 aus Rom dem Herzog, hatten mein Gemüt ausgeweitet und alle Falten herausgeglättet. Von der Würde der Landschaftsmalerei hatte ich einen Begriff erlangt; ich sah Claude und Pouffin mit andern Augen.“

Wie getreulich Preller dem Rate Goethes gefolgt ist, zeigen seine Briefe aus Rom, wo er in der Tat besonders die Werke der Pouffins, aber auch des Claude Lorrain, neben denen Tizians seinen Studien zugrunde gelegt hat. Er schreibt z. B. am 8. Februar 1830 aus Rom an Goethe*): „Meine Führer sind die mir so werthen Pouffins, deren ernster Gedanke in ihren Kunstwerken sie mir fast höher stellt, als alles, was ich in der Landschaftsmalerei kenne. Sie sind es, die mich täglich die Natur mehr verstehen lehren, und unter ihrer Leitung werde ich mich bestreben einer höhern weitem Ausbildung entgegenzugehen.“ Auf eine frühere ähnliche Äußerung Prellers hat Goethe im Dezember 1829 geantwortet*): „Sie verschaffen mir, mein Werthester Herr Preller, ein wahrhaftes Vergnügen, wenn Sie mir Ihre Verehrung für die beiden Pouffins im Landschaftsfache so treulich ausdrücken.“

Auch der andre Rat Goethes, einen landschaftlichen Gegenstand nicht einzeln herauszuzeichnen, sondern ihn in einer passenden Umgebung darzustellen, damit ein kleines Ganze entstehe, ist aus Goethes eigner Erfahrung geflossen. Erwähnt

*) Goethe: Jahrbuch Bd. XXIII, S. 6—8.

er doch schon zu Anfang des sechsten Buches von „Dichtung und Wahrheit“ von den Zeichenversuchen seiner Knabenzeit, daß er die Gegenstände in der Natur nur als Ganzes auffassen konnte und nicht die „Fähigkeit eines Zeichners fürs Einzelne“ hatte.

Diese Ratschläge Goethes beim Abschiede hat Preller in ähnlicher Fassung in seine Tagebücher eingetragen, aus denen sie Noquette mitteilt. Auch im dritten Bande der „Gespräche“ bringt Eckermann unterm 5. Juni 1826 sehr ausführlich Goethes Abschiedsworte an Preller (Wiedermann verlegt dieses Gespräch fälschlich in das Jahr 1825), und dieser hat die Genauigkeit des Eckermannschen Berichts nach vielen Jahren bei dessen Erscheinen ausdrücklich anerkannt und seine Freude darüber bezeugt.

Eckermann leitet die Unterhaltung Goethes mit Preller mit der Bemerkung ein, Goethe habe sie ihm am 5. Juni bei seinem eignen Abschiedsbesuche berichtet. Da erscheint es seltsam und überflüssig, daß er wenig Tage später im Briefe an Goethe diesem den Inhalt jenes Gesprächs mit so breiter Ausführlichkeit wiederholt. Sollte Eckermann nicht vielmehr erst auf der Reise aus Prellers Munde Goethes Ratschläge an diesen vernommen und sich dann hierüber als über etwas ihm Neues gegen Goethe brieflich ausgesprochen haben? Von dem Texte in den „Gesprächen“ stimmen viele Wendungen des zweiten und des sechsten Absatzes so wortgetreu mit der Fassung des Briefes überein, daß man annehmen möchte, dieser habe bei der Zusammenstellung des dritten Bandes der „Gespräche“ Eckermann im Original vorgelegen. Noch wahrscheinlicher ist die Vermutung, daß Eckermann den von Preller gehörten Bericht über dessen Abschiedsbesuch bei Goethe zunächst in sein Reisetagebuch eingetragen und aus diesem sowohl einen Auszug für seinen Brief an Goethe als auch für den erwähnten Abschnitt im dritten Bande der „Gespräche“ geschöpft hat.

Bei dieser Annahme, deren Richtigkeit sich nicht beweisen läßt, da die Tagebücher Eckermanns verbrannt sind, bleibt eine kleine Ungenauigkeit, was die einleitende Angabe der „Gespräche“ anlangt. Doch sie erweckt keine weitem Bedenken. Denn Eckermann hat in diesen nachträglich verfaßten dritten Band der „Gespräche“, was er selbst in seiner Vorrede erwähnt, und was aus den kürzlich von Burthardt gesondert herausgegebenen Unterhaltungen Goethes mit Soret noch deutlicher hervorgeht, auch aus dem Tagebuche Sorets vielerlei aufgenommen und verarbeitet, ohne unmittelbar und mittelbar gehörte Aussprüche Goethes immer scharf zu trennen. Warum soll er also nicht auch einen Prellerschen Bericht in den „Gesprächen“ wiedergegeben haben?

Unter dem nicht näher bezeichneten „berühmten Kupferstich von Longhi“ (S. 130) ist zweifellos ein Werk zu verstehen, dessen Kenntnis Eckermann bei Goethe voraussetzt. Es wird sich darum um den Kupferstich „Die Vermählung der heiligen Jungfrau mit St. Joseph“ (Sposalizio) handeln, den der Mailänder Künstler Giuseppe Longhi (1766 bis 1831) nach dem Bilde Raffael's, das in der Brera zu Mailand hängt, hergestellt hat. Ein Exemplar dieses Werkes erhielt Goethe am 7. Februar 1821 vom Großherzog. Als

Kupferstich und als Zeugnis Raffaelscher Kunst erregte es sein höchstes Interesse, was seine Äußerung in den „Tag- und Jahreshften“ beweist: „Nun aber brachte die Kupferstecherkunst nach langem Erwarten uns ein Blatt von der größten Bedeutung. Hier wird uns in schönster Klarheit und Reinlichkeit ein Bild Raphaels überliefert, aus den schönsten Jünglingsjahren; hier ist bereits so viel geleistet als noch zu hoffen. Die lange Zeit, welche der überliefernde Kupferstecher Longhi hierauf verwendet, muß als glücklich zugebracht angesehen werden, so daß man ihm den dabei errungenen Gewinn gar wohl gönnen mag.“ Aus Goethes Tagebuche vom Jahre 1821 geht hervor, daß er dieses Bild gründlich studiert und mit Heinrich Meyer und Riemer eingehend besprochen hat. Auch dem Kanzler von Müller zeigte er es sofort, wie dieser in seinen „Unterhaltungen“ erwähnt. Meyer übernahm es dann, eine Beurteilung des Stiches zu schreiben, die in „Über Kunst und Altertum“ (1821, Bd. 3, Heft 2, S. 137 ff.) erschienen und auch in seine „Kleinen Schriften zur Kunst“ aufgenommen worden ist.

Im Frühlinge 1826 trat Raffaels Werk Sposalizio, das sich jetzt in den meisten größern Kunstgeschichten abgebildet findet, Goethe wiederum nahe. Karl August schickte ihm am 21. April 1826 ein farbiges Exemplar mit den Zeilen: „Laß Dir von Meyer die Sposalizj illuminiert zeigen. Ich habe sie so eben von Mayland bekommen.“ Des Dichters Interesse an dieser Abbildung ist durch sein Antwortschreiben an Karl August und durch sein Tagebuch bezeugt.

Bei einem seiner ersten Besuche erhält Eckermann von Goethe die Hefte „Über Kunst und Altertum“ zum Durcharbeiten. Auch erzählt er („Gespräche“ am 4. Januar 1824), daß Goethe sich sehr oft mit Raffael beschäftigt und ihn an der Hand seiner Raffaelmappe in die Kunst dieses Meisters einführt. Wir werden darum auch Eckermanns Bekanntschaft mit Longhis Kupferstich des Sposalizio als sicher annehmen dürfen und erhalten zugleich einen Beleg für jene Stellen unsrer beiden Briefe, an denen er hervorhebt, daß er jetzt mehr als früher auf die Kunstbestrebungen gerichtet sei, und dankbar anerkennt, wieviel er durch Goethes Nähe gelernt habe.

Das Verhältnis Goethes zu Ludwig Tieck und zur Schauspielkunst wird an zwei Stellen der Briefe (S. 131) gestreift. Über Tiecks Stellung zu ihm hat sich Goethe gegen Eckermann („Gespräche“ am 30. März 1824) in nicht unbedingt lobender Weise geäußert: „Ich bin Tieck herzlich gut, und er ist auch im ganzen sehr gut gegen mich gesinnt; allein es ist in seinem Verhältniß zu mir doch etwas, wie es nicht sein sollte. Und zwar bin ich daran nicht schuld, und er ist es auch nicht, sondern es hat seine Ursachen anderer Art.“ Goethe führt dann diese schiefe Stellung auf den Einfluß der beiden Schlegel zurück, die, um ihn selbst herabzudrücken, Tieck geräuschvoll auf den Schild erhoben hätten. Aber es ist doch ein tieferer Gegensatz zwischen beiden Dichtern wahrzunehmen, und dieser ist bei Tieck wohl darauf zurückzuführen, daß er die Empfindung hatte, gegen den Größern und Mächtigen nicht nach Gebühr aufkommen zu können. Einzelne Gegensätze zwischen beider Ansichten über das

Theater werden auch in den Briefen Eckermanns berührt. Tieck hielt es für möglich und strebte danach, eine Bühne zu errichten, die sich architektonisch den einfachen Verhältnissen der Shakespeariischen Bühne nähere, wogegen sich Goethe in der Praxis als Theaterleiter und auch in seinem Auffatze „Shakespeare und sein Ende“ wandte. Gelegentlich fällt andererseits Tieck absprechende Urteile über Goethes Auffassung der Schauspielkunst. So tadelt er in dem 1826 erschienenen zweiten Bändchen seiner „Dramaturgischen Blätter“ in einem Auffatze „Bemerkungen, Einfälle und Grillen über das deutsche Theater“ die allzu langsame Deklamation Pius Alexander Wolffs, der einer der fähigsten Schüler Goethes und geradezu ein Vertreter seiner Schule war, bestritten ebenda, daß sich der dramatische Vortrag unter allgemeine Regeln bringen lasse, und verwirft überhaupt dramatische Schulen; denn diese könnten wohl Unarten bannen, aber das Rechte, Größte müßte immer dem Künstler selbst anheimgestellt werden. Auch warnt er davor, die Vermaße allzusehr hören zu lassen. Wie sehr sich solche und ähnliche Äußerungen Tiecks gegen Goethes Anschauungen und Schule richten, kann hier nicht im einzelnen ausgeführt werden; ein Hinweis auf S. Wahles Werk „Das Weimarische Hoftheater unter Goethes Leitung“ (Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. VI) und auf von Bergers Vortrag „Über Goethes Verhältnis zur Schauspielkunst“ (Goethe-Jahrbuch Bd. XXV) möge genügen.

In seinem Widerspruche gegen die weimarische Deklamationsweise hat Tieck übrigens fast alle bedeutendern Schauspieler jener Zeit und auch die meisten deutschen Bühnen auf seiner Seite gehabt. Von den Schauspielern des Kasseler Hoftheaters bezeugt dies Eckermann in seinem zweiten Briefe ausdrücklich.

Goethe war Tiecks Standpunkt zur Schauspielkunst damals zweifellos bekannt. Denn das zweite Bändchen der „Dramaturgischen Blätter“ war kurz vorher, am 13. April 1826, in seine Hände gelangt. Auch Eckermann war mit dem Gegenstande wohl vertraut. Hatte er doch schon 1824 von Goethe die Aufgabe erhalten, die Aufzeichnungen zweier Schauspieler seiner Schule zu bearbeiten, aus denen er die „Regeln für Schauspieler“ zusammenstellte. Das unverminderte Interesse Goethes am Theater bezeugen uns Eckermanns ausführliche Berichte über die Kasseler Theaterverhältnisse.

Können die Explosion der Pulverwagen in Eisenach, die am 1. September 1810 stattgefunden hat (S. 133), und das durch sie verursachte Schicksal des einen Reisegefährten Eckermanns, den dieser Empronius nennt, an und für sich weniger interessieren, so ist doch Eckermanns Bericht über diesen Vorfall insofern von Bedeutung, als wir in der Lage sind, seine Richtigkeit zu prüfen.

Im Hamburgischen Correspondenten findet sich am 14. September 1810 eine Schilderung des Eisenacher Unglücks. Da lesen wir: einige junge Mädchen, die eine Gesellschaft im Hause des Postkommissärs Emperies verließen, „waren die letzten Personen, welche ihren Fuß aus diesem unglücklichen Hause setzten. Kaum sind sie zu Hause, so geschieht die Explosion, und ach! alle Personen, welche in diesem Hause waren, verbrannten, bis auf die hart beschädigte Mutter

des Emperies, dessen zwey Kinder und die Magd, welche, Gott weiß wie! sich und die Kinder aus den Trümmern rettete. . . . Beim Aufräumen des noch immer brennenden Schuttes hat man auch den Körper von dem Post-Commissair Emperies gefunden. Der Kopf lag getrennt von dem Körper in einiger Entfernung, so auch Schenkel und Füße.“*)

Die Übereinstimmung der Eckermannschen Erzählung mit diesem Bericht ermöglicht ein Urtheil über die Aufmerksamkeit, mit der er den Worten seines Mitreisenden gefolgt ist, und über die Genauigkeit und die Gewissenhaftigkeit, mit der er das Gehörte aufgezeichnet hat. Ebenso wie sein schon erwähnter Bericht über Goethes Abschiedsgespräch mit Bröller berechtigt deshalb auch dieser gegenüber manchem Zweifel, der gegen Eckermanns Glaubwürdigkeit erhoben worden ist, zu einem allgemeineren Schluß auf seine Zuverlässigkeit als Gewährsmann.

Recht sonderbar mutet auf den ersten Blick die ziemlich weitschweifige Auseinandersetzung über die Anlage der Chaussee von Hannover nach Celle an (S. 135). Wie kann ein so durchaus praktischer Gegenstand die Aufmerksamkeit eines Eckermann fesseln! Auch hier sehen wir den unverkennbaren Einfluß Goethes. Dieser stand solchen Fragen und Aufgaben aus dem technischen Gebiete nicht fremd gegenüber. War er doch selbst einst weimarerischer Wegebaudirektor gewesen! Auf seiner Reise in die Schweiz 1779 hat er deshalb einen Blick für den Stand des Wegebau und lobt in seiner Reisebeschreibung die wohlgepflegten Straßen auf Schweizer Gebiet, denen er die mangelhaften jenseits der französischen Grenze tadelnd gegenüberstellt. Und noch im Jahre 1826 findet dieser Gegenstand in so hohem Grade seine Beachtung, daß ihm der Bericht des Oberbaudirektors Coudray über die gelungne Ausführung einer Chaussee bei Triptis wichtig genug ist, ihrer im Tagebuche (25. März) zu gedenken. Wir werden darum in Eckermanns Darlegungen über den Straßenbau in der Lüneburger Heide die Absicht erkennen, Goethe eine Betrachtung mitzuteilen, für die er sein Interesse voraussetzen durfte. Zugleich aber sehen wir in ihnen wie in den vielen „Bemerkungen“ beider Briefe und in den Schilderungen der Mitreisenden das Bestreben, durch die Beobachtung von Natur und Menschen seinen Blick zu erweitern und zu schärfen, die Dinge, auch die nüchternsten, auf sich wirken zu lassen und so sich dem Menschen Goethe innerlich immer mehr zu nähern.

Endlich noch ein Wort über den Schluß der Briefe, an dem Eckermann die Hoffnung ausspricht, bei seiner Rückkunft die Helena vollendet zu sehen

*) Ein Sonderbericht über das ganze Begebnis, der uns nicht zugänglich ist, erschien damals bei der Hoffmannschen Hofbuchhandlung in Weimar unter dem Titel: „Erzählende Darstellung des entsetzlichen Unglücks und Brandschadens und der wunderbaren und gräßlichen Wirkungen, welche am 1. September 1810 die Explosion dreier auf der Messerschmidtstraße in Entzündung gerathener Franzöf. Pulverwagen der Stadt Eisenach zugefügt hat, nebst einem Aufruf zur Unterstützung und andern dazu gehörigen Bemerkungen, Anekdoten und Zufügen.“

(S. 137). Wie eifrig Goethe im Frühling 1826 gearbeitet und welchen Anteil Eckermann an dieser Arbeit genommen hat, verrät uns Goethes Tagebuch, besonders die Eintragungen vom Mai 1826. Am Tage der Abreise Eckermanns von Weimar hat Goethe in der Tat die Helena „abgeschlossen“, und den ganzen Juni hindurch beschäftigen ihn die Durchsicht und die Reinschrift seines Werkes. Darum findet Eckermann bei seiner Heimkehr die Helena fertig und liest sie am 16. Juli „hinaus“. Dies meldet er im ersten Briefe seiner Braut: „Am nächsten Morgen frühstückte ich mit dem alten Goethe, nachdem ich zuvor seine Helena gelesen hatte, die während meiner Abwesenheit war vollendet worden. Es ist ein großes kaum begreifliches Werk. Ihrer Theilnahme, sagte Goethe, kann ich es doch verdanken, daß das Stück nun vollendet ist.“ Wie stolz Eckermann auf diesen Anteil ist, beweist er uns in den „Gesprächen“ (7. März 1830), in denen er an eine ähnliche Anerkennung seines Verdienstes um den Faust die Bemerkung anknüpft: „Ich freute mich dieser Worte, im Gefühl, daß daran viel Wahres sein möge.“

So zeigen uns die beiden mitgetheilten Briefe, indem sie uns auf die verschiedensten Gebiete des menschlichen Schaffens, besonders auf die der Dichtung, der Kunst und des praktischen Lebens, führen, Goethe in seiner ganzen Vielseitigkeit und seinen jüngern Verehrer in dem heißen Bemühen, seinem großen Vorbilde in dieser Vielseitigkeit der Interessen nachzustreben und immer ähnlicher zu werden. Wohlthuend wirkt der warme, vertrauliche Ton, den Eckermann in beiden Briefen anschlägt. Hier schreibt nicht ein niedriger gestellter steif und förmlich an den Herrn Geheimerat, sondern der jüngere zwanglos und doch respektvoll an den ältern Freund. Das Verhältnis beider Männer erscheint in dem warmen Lichte reiner, schlichter Menschlichkeit.

Die Geringschätzung Eckermanns, die lange Zeit Mode gewesen ist,*) ist in den letzten Jahren einer gerechtern Würdigung seines Wesens und seiner Verdienste gewichen. Auch diese beiden Briefe vermögen das Verständnis für den schlichten Sohn der Lüneburger Heide mit seiner scharfen Beobachtungsgabe und seiner anspruchslosen, liebenswürdigen Erzählerkunst zu heben und ihn in seiner treuen, selbstlosen Hingebung an Goethe und in seinem Bestreben, sich an dem Lebensmeister zu bilden, der Gegenwart näher zu bringen. Er verdient es gewißlich.

*) Seine spottete in seinem Tannhäuser:

In Weimar, dem Musenwitwenitz,
Da hört ich viel Klagen erheben,
Man weinte und jammerte: Goethe sei tot,
Und Eckermann sei noch am Leben.

